

# Die Guaranies, das vergessene Volk in Argentinien

## Kultur und Lebensweise der eingeborenen Guarani-Indianer

von Hiltrud Hartmann

**Marielas helle, klare Stimme übertönt die ihrer Chorschwestern „.....unsere Ahnen begleiten uns in unserem Leben und weisen uns den Weg durch unser Erdendasein.....“ Der Schulchor von Jeji singt die alten Guaranielieder, dirigiert von Matias Sosa, dem Schamanen des Dorfes. Alfonso und Letran, seine beiden Söhne begleiten die Gesänge mit ihren Instrumenten, der Gitarre und der Geige. Hinter den Kindern stehen die Mütter mit den Bambusinstrumenten und stampfen damit den Takt der rhythmischen Lieder auf die rote Lehmerde am Rio Uruguay.**

**Matias Sosa, ein würdiger Mann von ca. 70 Jahren trägt schwer an dem Los seines Volkes, denn er hat erlebt, dass sich in den letzten Jahrzehnten vieles in seinem Leben und dem seiner Brüder und Schwestern verändert hat. Er weiß, dass seine Kinder und Enkel die Traditionen nach und nach aufgeben müssen und er ahnt, dass es keine Zukunft für sein Volk geben wird. Seine Augen verlieren sich in der Ferne und er vergißt uns, als er die Geschichte seines Volkes erzählt.....**

Die Guaranies sind Jäger und Sammler, aber mit der Abholzung des subtropischen Regenwaldes wurde ihnen nach und nach ihre Lebensgrundlage entzogen. Seit Jahrtausenden ziehen sie in den Wäldern umher, jagen soviel Wild, wie sie zu ihrer Ernährung brauchen. Sie handeln immer im Einklang mit der Natur, weil sie sich als einen Teil von ihr betrachten. Sie jagen nicht zum Spaß und es ist kein Sport für sie, sondern Notwendigkeit zum Überleben. Erst wenn das Fleisch aufgegessen ist, machen sich die Männer wieder auf, neues Wild zu jagen. Doch durch die Abholzung des Urwaldes gibt es immer weniger Wild und daher fehlt ihnen immer mehr die wichtigste Ernährungsgrundlage, das Fleisch.

Ein Stamm lebte früher mit 3-10 Familien in Bambushütten im Urwald, am liebsten am Rande eines Flusses. Da die Wände der Hütten nicht dicht sind, ist das die ideale Bauweise für dieses Klima, denn bei der mörderischen Hitze im Sommer gibt es immer einen Luftzug durch die Einraumwohnung. „Der böse Geist, der in die Hütte eindringt, kann auch wieder hinausziehen.“

Bis zum Auftauchen der Missionare waren die Guaranies nicht europäisch gekleidet. Bei dem feucht warmen Wetter ist Kleidung eher ungesund. Quer durch ihre Hütten hatten und haben sie noch heute Lianen oder Stricke gespannt, über die sie ihre wenigen Besitztümer hängen, damit sie trocken bleiben und nicht von Tieren gefressen werden. An kalten Tagen brennt ein offenes Feuer in der Mitte der Hütte und wärmt die Familienmitglieder. Sobald die Kälte vorbei ist, wird das Feuer vor der Hütte angezündet und brennt dort Tag und Nacht. Es hat auch die Aufgabe, wilde Tiere fernzuhalten.

Schon seit Jahrhunderten haben die Guaranies neben der Jagd Beeren, Wurzeln und Wildgemüse gesammelt. Das war in der Hauptsache Aufgabe der Frauen und Kinder. Außerdem pflanzten sie in begrenztem Maße Mais, den sie in ausgehöhlten Baumstämmen mit einem kräftigen Ast stampften und roh oder im Feuer geröstet aßen und heute immer noch so zubereiten. Auch Maniok pflanzten sie um ihre Hütten an. Die braunen Wurzeln wurden geschält, gekocht und dann gegessen. An dieser Art der Ernährung hat sich bis heute nichts geändert. Wenn der Boden ausgelaugt war und das geht durch Maniokanbau sehr schnell,

zogen die Familien an eine andere Stelle, die fruchtbareren Boden versprach und wo Wasser erreichbar war. Die Guaranies waren schon immer Halbnomaden. Mit Vorliebe wählten sie zum Hausbau die Uferzonen, weil sie von dort aus fischen und so den Speiseplan bereichern konnten. Heute werden viele Familien einfach von ihren Siedlungsflächen vertrieben. Man überlässt ihnen unfruchtbares Gelände, das die Weißen nicht mehr nutzen können und damit wird das ohnehin schwierige Leben der Eingeborenen in der jetzigen Zeit noch mehr erschwert.

Die Guaranies lebten und leben im Einklang mit ihren Göttern. Ihre Religion ist eine Naturreligion, sie verehren Tier- und Pflanzengottheiten und ihr Gottvater ist „tupá“. Da sie ein Teil der Natur sind, fühlen sie sich nicht der Natur überlegen, sondern für sie ist sie so beseelt wie der Mensch selbst. Sie machen sich auch nicht die Natur untertan. Sie brauchen sie als Nahrungsspender und deshalb schätzen und verehren sie sie. Den Weißen zeigen sie normalerweise nicht ihre religiösen Bräuche, aus Angst verlacht und verspottet zu werden. Wenn der Schamane zu religiösen Gesängen und Tänzen die Bewohner des Dorfes einlädt, hören sie ihm zu, wie er in ihrer Sprache Guaraní von der Natur und den Göttern erzählt, von Gitarrenklängen begleitet. Dann fangen alle an im Kreis um ihn, den „opyguá“, zu tanzen, selbst die Kleinsten bewegen ihre Füßchen im Takt zu seinen Worten. Seine Aufgabe ist außerdem, die Kranken zu heilen. In der Gebetshütte, beschwört er den bösen Geist, den kranken Körper zu verlassen und dies geschieht mit Hilfe von Rauch und Musik, wobei sich der Schamane rhythmisch bewegt, dabei Gebete singt und Tabak kaut. Er bittet den Gott „Jakairá“, dass er ihm offenbare, um welche Krankheit es sich handle. Wenn es eine Krankheit der Guaranies ist, kann er sie mit Kräutern heilen, deren Namen er im Traum erfährt und selbst im Urwald, im „monte“, sucht. Sollte es sich um eine Krankheit der Weißen handeln, so muss der Kranke in ein Hospital gebracht werden, denn dagegen kennen die Guaranies keine Heilmittel. In ihrem Tempel versammeln sie sich bei Krankheit, wenn jemand gestorben ist, für den Segen für ein Kind oder wenn eine Gefahr droht. Im Traum erhält der Schamane Anweisungen für die Jagd, für die Liebe, für die Zukunft oder Nachrichten von den Vorfahren. Träume sind für die Guaranies Wirklichkeit.

Mit der Einwanderung der Europäer veränderte sich das Leben der Guaranies. Zuerst betrachteten sie die weißen Männer als Götter, weil sie von weit herkamen und den Eindruck machten, als könnten sie über die Natur herrschen und daher vertrauten sie ihnen. Aber schon bald wurden sie ausgenutzt, als Sklaven gejagt, misshandelt und viele von ihnen wurden getötet, starben vor Schwäche oder an Krankheiten, die die Weißen eingeschleppt hatten. Einige zogen sich wieder in die Wälder zurück und lebten fern von den Weißen. 1608 kamen die Jesuiten ins Land, um die Eingeborenen zu bekehren und viele wurden durch die Missionare vor den Sklavenhändlern gerettet.

1631 floh Pater Ruiz de Montoya von Brasilien aus mit etwa 12000 Indios in das heutige Misiones und gründete die Siedlung, „reducción“, San Ignacio Mini am Rio Paraná. Sie war eine der Städten, in denen mehrere Tausend Menschen von einem Geistlichen geführt wurden. Die Siedlung war um einen Platz angelegt, in dessen Mitte sich die Kathedrale befand. Auf der einen Seite standen mit der Front zum Platze die Privathäuser der Indios und auf der gegenüberliegenden Seite das Witwen- und Waisenhaus, die Verwaltungsgebäude und die Aufbewahrungslager. Die Felder wurden gemeinschaftlich bewirtschaftet und die Erträge gerecht verteilt. Jede Familie verfügte über ein eigenes Stück Land, auf dem sie für ihren privaten Zweck anbauen konnte.

Die Kathedrale, ein Gebäude von 61 m Länge und 24 m Breite wurde unter Anleitung der Jesuiten von den Guaranies erbaut, eine Meisterleistung der kolonialen Architektur, und 1724 fertig gestellt. Sie bewies die künstlerische, intellektuelle und handwerkliche Fähigkeit seiner Vorfahren. Sie erlernten in den Reduktionen Orgel- und Harfenbau, Steinbildhauerei, Holzschnitzerei, Druckerei und Münzprägung, Musik und Malerei. Sie erwiesen sich als gelehrig und fügsam und erlangten mit ihren Begabungen Weltruhm. Dem spanischen Kaiser

Karl III. stellten sie ein tapferes Heer. Doch er, der die Mentalität dieses friedlichen Volkes nicht kannte, glaubte, sie könnten mit ihren Fähigkeiten die damalige Weltherrschaft an sich reißen. Mit dieser ihnen aufgezwungenen Lebensweise gaben die Guaranies jedoch ihre Identität und Freiheit total auf. Ihr Leben war von früh bis spät in einer Weise reglementiert, wie sie nicht konträrer zu ihrem Verständnis von Lebensführung sein konnte. Als die Jesuiten 1767 verboten wurden und das Land verlassen mussten, verbargen sich die Eingeborenen im Urwald, lebten wieder versteckt als Jäger und Sammler, als hätten sie nie Kanzeln geschnitzt und Orgeln gebaut. Die Europäer sprachen von der Blütezeit der Guaraní-Kultur, ohne die eigentliche Kultur der Guaranies zu kennen. Die Guaranies waren für sie nur von Bedeutung, solange sie dem Wirtschaftssystem der Eroberer des südamerikanischen Kontinents nutzten. Man hatte inzwischen die Guaraní-Denkmäler vergessen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Ruinen der Reduktion in San Ignacio am Rio Paraná entdeckt, umschlungen von Wurzeln und riesigen Bäumen, die mit ihrem Geäst das Mauerwerk der zerfallenen Kathedralwände und Siedlungshäuser zusammenhalten. Man suchte und fand in Santa Ana, in Loreto und auf der paraguayischen Seite in Trinidad weitere Reduktionen. Die Orte wurden berühmt. Das Dekor des Inneren der Kirchen brachte man in Museen und die Ruinen wurden zu Pilgerstätten der Touristen aus der ganzen Welt. Sogar zu Stätten des Weltkulturerbes wurden sie erklärt und damit denkmalgeschützt. Die Urheber, die Guaranies, die diese Kunstwerke geschaffen hatten, ignoriert man weiterhin. Sie werden diskriminiert, missachtet. Die meisten von ihnen haben keine Personalpapiere, das heißt, dass sie für den argentinischen Staat überhaupt nicht existieren. Wie die Tiere dürfen sie die Grenzen zu Paraguay oder Brasilien passieren, niemand kümmert sich um sie. Niemand fragt, wovon sie leben. Vor dem Eingang zu den Reduktionen in San Ignacio sitzen Guarani-Familien und bieten den Touristen ihr Kunsthandwerk an, geschnitzte Tiere aus Weich- und Hartholz, wie sie es von ihren Vätern gelernt haben, und aus Bambus geflochtene Körbe in den verschiedensten Größen. Sie haben Glück, in der Nähe dieses Touristenzentrums zu wohnen. Andere Eingeborene, die davon weit entfernt leben, haben diese Chance nicht. Nur ein geringer Teil der Guaranies kann sich durch das traditionelle Kunsthandwerk ernähren. Die Mehrzahl hat keine Möglichkeit der Vermarktung, da es von ihren Siedlungen keine Busverbindungen zu den Verkaufszentren gibt. Logisch wäre, wenn sie sich einfach in der Nähe niederließen, aber davor hat die Regierung Riegel geschoben. Man spricht zwar nicht von Reservaten, aber da das Land in der Hauptsache Großgrundbesitzern gehört, dürfen sie nur an bestimmten Plätzen siedeln.

Einst lebten sie in den Urwäldern und ernährten sich in der Hauptsache von der Jagd. Da aber der Urwald zum größten Teil verschwunden ist und statt dessen riesige Plantageflächen entstanden sind, ist ihr Jagdrevier viel zu klein, um sich davon ausreichend ernähren zu können. Der Raubbau des Urwaldes durch die Weißen begann schon 1915 und wo früher 300 Urwaldriesen auf einem Hektar standen, gibt es heute gerade noch einen Stamm. Da große Flächen durch Brandrodung für die neuen Plantagen vorbereitet werden, werden natürlich auch Kleintiere und die Humusschicht des Bodens zerstört, so dass die Folgen Erosion und Unfruchtbarkeit sind und bald neue Flächen gerodet werden müssen. Seit 1945 forsten die Argentinier mit ausländischer Beratung Eukalyptus- und Kiefernwälder auf, schnell wachsendes Holz, das wirtschaftlich genutzt wird, das aber die geschlagenen wertvollen Hartholzbäume nicht ersetzen kann.

Die Siedlungen der Guaranies liegen in der heutigen Zeit meistens auf unfruchtbarem Land ohne Wasserquelle in zumutbarer Nähe und daher können sie den notwendigen Anbau von Mais und Maniok nur mit mäßigen Erträgen durchführen. Das Ergebnis ist, dass die meisten Guaranies mangel- oder unterernährt sind, keine ausreichende medizinische Versorgung haben und daher vom Aussterben bedroht sind. Nicht die Säuglingssterblichkeit ist groß, sondern die jungen Menschen von ca. 17 bis 25 Jahren sind in Gefahr. Fast alle verlieren ihre vorderen Zähne und viele haben nicht die Kraft, Infektionskrankheiten in diesem Alter zu

überstehen. In den Dörfern gibt es nur wenig Menschen, die älter sind als 40 Jahre.....

**Matias taucht aus der Ferne auf in unsere Gegenwart und lacht. „Ich habe Glück gehabt!“**

**Die junge Mutter, die am Boden zu seinen Füßen sitzt und ihm zuhört, ist Leonilda, seine Tochter. Sie stillt ihren Sohn Raphael, der zufrieden die körperliche Nähe zu seiner Mutter genießt. Die Guarani-Säuglinge werden so lange gestillt, bis sie Zähne bekommen. In dieser Zeit wird die Frau nicht schwanger und kann sich mit Hingabe dem Neugeborenen widmen, das sie ständig auf dem Arm trägt und es ihre körperliche Wärme spüren lässt. Das ist genau das, was jeder Säugling braucht, nämlich den körperlichen Kontakt, bis das Kind begreift, dass es ein eigenes Wesen ist. Diese Abnabelung geschieht ungefähr in der Zeit der ersten Zähne. Dann hört die Mutter mit dem Stillen auf und das Kind wird in die Gemeinschaft der „krabbelnden und alleine laufenden Wesen“ entlassen. Das Guarani-Kind hat nicht den Schock erlitten, alleine in ein steriles Bettchen gelegt zu werden und von dem Wesen getrennt zu sein, mit dem es eine Einheit bildet. Daher kann es als glücklicher Mensch heranwachsen. Obwohl die Guaranies heute ein elendes Dasein führen, haben sie ihre Lebensfreude nicht eingebüßt und man merkt es ihnen an, dass diese Freude nicht aus der Gegenwart herrührt, sondern aus unbeschwerten Kindertagen. Aus dieser Erziehungsmethode könnten junge weiße Mütter von den Guaranies lernen, wie man Kinder angstfrei erzieht. Stirbt eine Mutter und hinterlässt eins oder mehrere Kinder, so werden diese von den Großeltern, Verwandten oder anderen Familien selbstverständlich aufgenommen und wie ihre eigenen Kinder aufgezogen. Erziehen heißt bei ihnen, dass die Kinder die Eltern nachahmen. Die Jungen richten sich ab einem bestimmten Alter nach dem Vater und die Mädchen wachsen in die Rolle der Mutter durch ihre Betreuung der jüngeren Geschwister. Erziehen heißt nicht gängeln, bevormunden, den Willen des Kindes unterdrücken. Die Mutter lässt das Kind gewähren, es macht seine eigenen Erfahrungen. Auch wenn es sich weh tut, springt die Mutter nicht hinzu, um es zu trösten. Erst wenn es Hilfe von der Mutter will, ist sie für es da.**

**Doch je älter das Kind wird, desto desolater wird seine Lage. Es hat keine Zukunft, denn der Staat kümmert sich nicht um diese Bürger. Es gibt für sie keine Schulen, weil sie von den übrigen Bürgern entfernt wohnen. Die Guarani-Männer, von Natur aus zierliche Menschen, die durch die Mangelernährung geschwächt und anfällig sind, verdingen sich als Tagelöhner im Feldbau und werden oftmals ausgenutzt, indem sie nicht den üblichen Lohn erhalten.**

**Mit Matias Sosa besprechen wir die nächsten Hilfspläne für seine Leute. Auf der Lehrfarm, die die „Guarani-Hilfe e. V.“ für die Ausbildung der Guaranies unterhält, muss eine Tiefbohrung durchgeführt werden, denn wenn dort 9 Familien angesiedelt werden sollen, muss für ausreichend Wasser gesorgt werden. Außerdem müssen Toiletten- und Waschanlagen gebaut werden, damit die hygienische Versorgung gewährleistet ist. Das Land, das ihnen zum Bewirtschaften übergeben wird, muss eingezäunt werden. Die Hütten für die Familien und die Ställe für die Ochsen müssen gebaut werden und und und....**

**Mathias Augen strahlen. Es gibt viel zu tun, aber vorallem gibt es Hoffnung....**

Die „Guarani-Hilfe e. V.“ ist eine gemeinnützige und mildtätige Hilfsorganisation, die sich zur Aufgabe gemacht hat, den eingeborenen Guarani-Kindern und Jugendlichen durch Schul- und Berufsausbildung zu einer lebenswerten Zukunft zu verhelfen.

Die Gründerin Hiltrud Hartmann lebte mit ihrer Familie von 1985-1991 in Argentinien und begann in dieser Zeit mit einem privaten Entwicklungshilfeprojekt für Guarani-Indianer in Misiones Argentinien, aus dem sich später der Verein „Guarani-Hilfe e.V.“ bildete. Ziele des Vereins sind Schul- und Berufsausbildung, Verbesserung der Ernährung durch Ackerbau und Viehzucht, medizinische Versorgung, Verbesserung der Hygiene durch Wasserversorgung ihrer Dörfer. Der Verein unterhält in El Soberbio eine Herberge für Guaranies, ein Internat mit pädagogischer Betreuung, ein Gelände für das zukünftige Internat, dessen Neubau wegen Platzmangel erforderlich wird, in Jeji eine Grundschule mit Küche, Speisesaal und Werkräumen, Erste-Hilfe-Haus, Nähschule, in La Flor eine Lehrfarm mit Schreinerwerkstatt und in Pindo Poty eine Grundschule mit Speisesaal und Küche, denn die Schüler erhalten täglich eine warme Mahlzeit. In Chafariz ist eine Schulhütte mit Küche und Speisesaal im Bau, damit die Eingeborenenkinder Stützkurse und eine warme Mahlzeit pro Tag vom Verein erhalten. Außerdem bemüht sich der Verein um die Beschaffung der Personaldokumente der Eingeborenen.

Anfang des nächsten Jahres soll mit dem Neubau des Internats für Guarani-Schüler begonnen werden. Die Jugendlichen, die aus den Eingeborenenendörfern kommen und die Sekundarschule in El Soberbio besuchen wollen, müssen in einem Internat untergebracht werden, weil es keine Möglichkeit gibt, den Weg von ca. 50 km über schlechte Erdstraße täglich zurückzulegen. Sie erhalten vom Verein täglich 4 Mahlzeiten, Kleidung, medizinische und pädagogische Betreuung, schulische Stützkurse und alle notwendigen Schulmaterialien. Der Verein, dessen Mitarbeiter in Deutschland ehrenamtlich arbeiten, finanziert alle Kosten aus den Beiträgen, den Kinder-, Schul- und Projektpatenschaften, Einzelspenden und erhält für größere Baumaßnahmen zuweilen Zuschüsse der Bundes- und Landesregierung der BRD.

Die „Guarani-Hilfe e. V.“ kann vielen Kindern helfen, wenn viele Menschen sich an der Mithilfe beteiligen.

Kontakte:

**Dr. Herbert und Hiltrud Hartmann**  
**Blumenstraße 11**  
**66129 Saarbrücken**  
**Tel. 06805 207 843**  
**Fax 06805 207 852**  
[hiltrudhartmann@t-online.de](mailto:hiltrudhartmann@t-online.de)  
[www.guarani-indianer.de](http://www.guarani-indianer.de)

**Spendenkonten:**

**Sparkasse Saarbrücken**  
**Konto Nr. 427 101 03**  
**BLZ 590 501 01**  
**Sparkasse Saarpfalz**  
**Konto Nr. 101 100 77 11**  
**BLZ 594 500 10**